



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

Unter Brautleuten.



Er (pikiert): Alle Welt bewundert Ihre Decolletage, liebe Adrienne!
Sie (noch pikierter): Oder Ihren Appetit, lieber Rudolf!

Der Corps de Ballet-Ball.

Schwank von Hermann Grabert.



Hektor Schnitzel, ein junger Rentier und Zeit-Consument, der seinen gewöhnlichen Wohnsitz in Havelberg hatte, war nach Berlin gekommen, um einmal den Corps de Ballet-Ball, diesen Inbegriff allen Amüssements, mitzumachen. Nachdem Hektor in einem Hôtel in der Nähe der Linden abgestiegen, packte er sofort seinen neuen, eleganten Frackanzug aus und wollte eben die weiße Weste glätten. Da fuhr er plötzlich mit der Hand über die rechte Backe.

„Donnerwetter, ich werde doch kein Zahnweh kriegen!“ murmelte Schnitzel. „Ah, es hört auf, — ich spüre nichts mehr. — Nun fängt's schon wieder an. Verflucht! — Au! — Au, au! — Ach was! Beim Essen wird's vergehen.“

Am folgenden Tage schrieb Hektor seinem Freunde Bunte in Havelberg:

„Lieber Erwin!

Meinem Versprechen gemäß theile ich Dir mit, daß ich gestern glücklich in Berlin eingetroffen bin. Leider habe ich seitdem ganz rasende Zahnschmerzen.

Ich ließ mir in einer Apotheke eine schmerzstillende Wurzel geben; als sie aber nichts nützte, ging ich zu einem andern Arzneibereiter und erstand eine Essenz, die jedes Zahnweh innerhalb fünf Minuten unfehlbar beseitigen sollte. Kurz, ich war bei etwa zwanzig Pillendrehern, die mir ihre sicher helfenden Mittel aufschwagten. Doch keines half. Und heute Abend findet der Ball statt. Aus Verzweiflung ging ich vorhin zu einem Zahnarzt. Der Mann nahm verschiedene kleine Operationen vor, wofür ich ihm zwanzig Mark berappen mußte. Da ich aber nicht die geringste Linderung verspürte, meinte er:

„Die Sache kommt bei Ihnen von den Nerven. Zum Kuckuck! Warum sagten Sie das nicht gleich? Gehen Sie zu einem Specialarzt — gebe mich nicht mit Nervenkrankheiten ab.“

Er hat meine zwanzig Mark und ich habe mein Zahnweh behalten. Wenn ich es nur bis zum Valle los bin!

Dein Hektor.“



Obgleich seine Schmerzen eher zu- als abnahmen, fuhr Schnitzel doch zu Kroll. Beinahe wie ein Opferlamm an den Altar, trat er in den durch zahllose Flammen taghell beleuchteten Ballsaal; allein weder die schmetternden Klänge des Orchesters, noch der ungemein reichhaltige Damenflor vermochten unsern jungen Mann aufzubheitern.

Weil er aber „des Amüsirens halber“ nach Berlin gekommen war, so wollte er auch unbedingt die Gelegenheit benützen. Schnitzel mischte sich nun unter die lachende, plaudernde, scherzende, bunt durcheinander wogende Menge. Da sah er plötzlich in einer Nische ein als Indianerin costümirtes Mädchen stehen, dessen kleiner, üppiger Mund ihn reizte. Er sprach die Schöne an und bat sie, ihm Gesellschaft zu leisten.

„Wirfst Du noch lange in diesem Schwitzkasten bleiben?“ fragte die wilde Jungfrau.

„Das hängt nur von Dir ab, mein Kind.“

„Dann wollen wir fort, liebes Männchen.“

Und sie gingen weg. Hektor nahm sie in sein Hôtel mit. Während der ganzen Fahrt hatten sie aber kein Wort gesprochen. Hektor's Zahn war unbarmherziger als je, und die Indianerin schien nicht viel Lust zum Plaudern zu haben. Schnitzel sagte sich jedoch im Stillen:

„Geduld! Sind wir erst zu Hause, dann binde ich mir die Backe zu und werde mich mit meiner Wilden köstlich amüsiren.“

Endlich kamen sie an. Hektor's Zimmer sah schon mehr wie eine Apotheke aus. Das störte aber die Indianerin nicht. Im Gegentheil, sie hüpfte und rief:

„Du hast wohl was gegen Zahnweh? — Jamos!“

„Warum?“

„Ich hab' riesige Zahnschmerzen.“

„Ich auch.“

Die wilde Jungfrau hatte ein Fläschchen geöffnet.

„D, nimm davon nichts!“ rief Schnitzel; „das ist Schwindel.“

„Dann will ich ein anderes Mittel probiren.“

„Wenn ich's auch so machte? Vielleicht hilft's jetzt.“

„Ach, mein Zahn!“ stöhnte die Indianerin und warf sich auf das Sofa.

„Au! Auweh! Auweh!“ jammerte Hektor, in einen Sessel sinkend.

So brachten sie die Nacht zu. Bei Tagesanbruch sprang die wilde Jungfrau vom Sofa auf und rief:

„Nein, ich halt' es wirklich nicht mehr aus — ich will mir ihn ziehen lassen!“

Als sie fort war, sagte sich Schnitzel:

„Wie, wenn ich's auch so machte?“

Dann fügte er seufzend hinzu:

„Das soll nun sein, wie es ist, aber fünfzig Mark dafür, daß ich mit einer Indianerin die ganze Nacht — Zahnweh gehabt, ist doch ein theures Vergnügen.“



Tanzlust.

Ich tanze nicht viel, ich tanze nicht gern,
 Ich tanz' auch nicht grad' zum Entzücken.
 Und dennoch bleib' ich dem Tanzsaal nicht fern,
 Wo würd' ich sonst Dich erblicken?

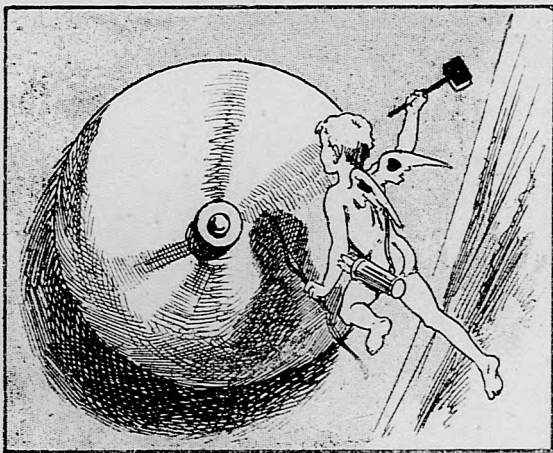
Die Taille ist zwar nicht sehr schlank,
 Doch das ist um so pikanter,
 Der Hals ist so weiß und Dein Nacken so blank,
 Und abwärts ist's noch int'ressanter.

Ich fasse Dich, Schwinde Dich wirbelnd umher,
 Ich fühle den schwellenden Busen,
 Ich höre und sehe und fühle nichts mehr,
 Verzeiht, ihr dezenten Mäusen.

Ich träume im Tanz, ich tanze im Traum,
 Ich schwebe im siebenten Himmel,
 Ich hör' das Geklatsche der Alten kaum,
 Und sehe rings nicht das Gewimmel.

Da prallte ein anderes Paar an uns an,
 Wir kamen ach! aus dem Takte,
 Ich brachte entschuld'gend zum Pläze Dich dann,
 Worauf ich mich höflichst packte.

Seneca.



Die Glocke.

Von Armand Silvestre.

I.

Nein, Mama, niemals!

Und die sonst so sanfte blonde Emmeline legte in einer deutlichen Regung des Widerstrebens und der Verzweiflung ihre schönen, kleinen Fäuste vor die Augen.

Frau von Miluhofer, ihre edle Mutter, schloß das Kind zärtlich in ihre vollen Arme und sprach:

— Du mußt Dich darein fügen, mein Schatz, oder auf den heiligen Ehestand verzichten. Du stellst Dir übrigens die Sache schlimmer vor, als sie in Wirklichkeit ist . . .

— Ach, Mama!

— Ich versichere Dir, daß sich alle Frauen daran gewöhnen; ja es gibt solche, die schließlich Vergnügen daran finden.

— Brrr!

— Was würdest Du erst gesagt haben, mein Kind, wenn man Dich an einen unbekanntem Mann verheirathen würde, wie es mit mir seinerzeit geschah?

— Oh, Papa ist so gütig!

— Das habe ich erst später gesehen. Du aber kennst Kajetan wie Dich selbst. Ihr seid zusammen erzogen worden. Schon als Kinder spieltet ihr Mann und Frau.

— Aber nicht so! . . .

— Das will ich hoffen. Seither habt ihr euch nicht verlassen und Du hast Muße gehabt, seinen Charakter und seine Gewohnheiten kennen zu lernen. Er ist aufmerksam und zärtlich zu Dir; was kannst Du von ihm zu fürchten haben?

— Ach, Mamachen, wenn Du wenigstens dabei sein könntest! . . .

— Wo denkst Du hin, Emmeline? Das schickt sich nicht und Dein Mann würde sich über ein solches Mißtrauen mit Recht zu beklagen haben.

— Doch wie, wenn er mit seinen Rechten Mißbrauch treiben, wenn er böshaft werden sollte?

— Nürchen!

— Es ist schrecklich, daß ich Dich nicht zu Hilfe rufen kann.

— Höre, mein Schatz, wenn Dir sonst nichts fehlt, um Dich zu beruhigen, so bleibt uns der ganze morgige Vormittag, um zwischen eurem Zimmer und demjenigen, wo ich mit Deinem würdigen Vater schlafe, eine elektrische Glockenverbindung herzustellen. Aber ich bitte Dich um des Himmels willen, mich nur in dem — sehr unwahrscheinlichen — Falle zu rufen, wenn Kajetan sich jener höflichen Formen entschlagen sollte, welche ein wohlzogener Mann unter solchen Umständen anwendet.

II.

Am folgenden Tage gab's im Hause viel zu thun und zu schaffen. Schon am Morgen waren die Arbeiter gekommen, um die versprochene elektrische Glockenleitung einzurichten. Im Hintergrunde des Alkofs, wo Herr v. Miluhofer — zur Ent-rüstung seiner Ehehälft — jeden Abend schnarchte, war eine Glocke, hellglänzend wie ein Küras, angebracht worden. Man hatte nicht Zeit genug gehabt, um die Mauer zu durchbrechen und einen „Drücker“ in dem Brautgemach Emmelines anzubringen. Dagegen hing zwischen den Vorhängen ihres Bettes an einer langen Schnur eine kleine Birne aus Kautschuk, die man nur leicht mit den Fingern zu pressen brauchte, um den Hammer der elektrischen Glocke in Bewegung zu setzen. Diese Birne hing so tief herab, daß Emmeline, die allein von ihrem Vorhandensein wußte, sie leicht erreichen konnte.

Herr von Miluhofer hatte über die elektrische Glocke viel gelacht.

— Bei Dir hätte man Dergleichen freilich nicht nöthig, bemerkte seine Frau in herbem Tone.

Allein, er that als hörte er die Bemerkung nicht und fuhr fort zu lachen.

In der Kirche, auf dem Standesamt, bei dem Hochzeitsmahl und beim Tanze war Emmeline sichtlich zerstreut und ängstlich. Wenn Kajetan sich ihr näherte, erröthete sie; sie stoh ihn und blickte mit Schrecken auf ihn. Von Zeit zu Zeit verbarg sie sich hinter dem breiten Rücken ihrer Mutter, wie um da Rettung zu suchen, gleich einem Küchlein, das unter die Fittige der Henne flüchtet. Frau von Milnhofser tröstete ihr Töchterchen mit ermutigenden Worten, die manchmal an Kajetans Ohr schlugen und ungefähr so lauteten, wie die Trostworte, welche der Priester einem armen Sünder auf dem Gang zur Nichtstätte zuflüstert.

III.

Ich will gekreuzigt werden, wenn ich meinen Lesern den Eintritt gestatte in das Brautgemach, wo Kajetan und Emmeline sich jetzt allein befinden, zuerst vor dem weit offenen Bette, dann hinter den herabgelassenen Vorhängen. Das sind unmoralische Bilder, die man sich in den Opern-Feerien erlauben kann, vor den jungen Mädchen, welchen man die Lectüre meiner Bücher verbietet. Ich mache Halt an der Schwelle des Tempels legitimer Ehefreuden. Wir wollen lieber einen Spaziergang machen in der herrlichen Frühlingsnacht, im Dufte der Azazien, die ihren schneeigen Blütenregen zu Boden senden. Man liebt und vermählt sich allerorten in diesen lauen Nächten, deren Stille eigentlich nichts Anderes ist, als unendlicher Liebesgesang. Zwei Staubförmchen mehr im Weltall sind dieser Jüngling und dieses junge Mädchen, welche sich einbilden, daß das ganze Universum ihre ersten Küsse belausche.

Anstatt diese zu stören, will ich Dich, theurer Leser, lieber in das Gemach führen, wo Herr und Frau von Milnhofser ruhen und wo nichts zu sehen ist, was die strengste Keuschheit verlegen würde. Die alten Ehegatten plaudern in Erwartung der Ereignisse, die da kommen sollen.

— Also Hippolyt, spricht die Frau, — Dir will heute auf eigene Rechnung gar nichts einfallen?

— Aber ich habe doch heute nicht geheirathet, erwidert der Mann.

— Unverschämter! Du könntest Dich doch wenigstens erinnern.

— Ich weiß nur so viel, Madame, daß wir unserem lieben Kajetan eine einzige Tochter zur Frau gegeben haben und daß es sehr unzart wäre, nach ihrer Hochzeit . . .

— Sage lieber, daß Du in arger Verlegenheit wärest, wenn Du eine solche Unzartheit begehen müßtest.

— Es scheint mir indeß, daß in einer solchen Nacht die Aufregung eine ganz natürliche Sache sei. Unsere Tochter kann jeden Augenblick läuten.

— Keine Rede mehr! Es ist vier Uhr Morgens, die Stunde, da in der Natur der Hahn das Wort hat — hier freilich nicht —; bald bricht der Tag an. Emmeline muß sich schon in die Sache gefügt haben. Bis zwei Uhr war ich allerdings unruhig.

— Kling — kling — kling — kling!

— Was ist Das?

An der elektrischen Glocke folgte Schlag auf Schlag, aber mit einer fast methodischen Langsamkeit. Herr und Frau von Milnhofser hatten sich im Bette aufgesetzt.

— Kling — kling — kling — kling!

Die Schläge waren jetzt merklich beschleunigt, hielten aber noch immer gewisse Intervalle ein; plötzlich aber folgten sie mit rasender Eile auf einander.

— Kling — kling — kling — kling — kling — kling!

— Ha, der Glende! schrie Frau v. Milnhofser.

Sie sprang vom Bette, riß ihre Thür auf und raunte durch den Korridor zur Thür des Brautgemaches; allein der Riegel war von innen vorgeschoben. Sie begann mit beiden Fäusten die Thür zu bearbeiten und drohte laut, dieselbe einzustoßen, wenn nicht geöffnet würde.

Da ward drinnen die Stimme Emmeline's vernehmbar, die in verdrossenem Tone rief:

— Aber, Mama, laß uns doch in Frieden!

Frau v. Milnhofser ließ muthlos die Arme sinken und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Als Emmeline am Morgen züchtig ihre Toilette machte, sagte sie plötzlich ihrem jungen Gatten:

— Schau doch mal, Schatz, ob ich nicht am Rücken was habe?

Und sie ließ zu diesem Zweck das Hemd über die schönen Schultern hinabgleiten.

— Oh, mein Gott! rief Kajetan erschreckt aus.

Emmeline hatte knapp oberhalb der Lenden ein rothes Mal von der Form einer kleinen Birne. Das Ding sah aus, wie wenn man sich längere Zeit auf einen Gegenstand gestützt hat, daß derselbe seine Spur in die Haut eindrückte.

Emmeline beeilte sich, die Bettvorhänge zuzuziehen und sprach, ihrem Männchen die Lippen zum Kusse reichend:

— Es ist nichts, mein Schatz!

Dichters Pech.

Des Lebens Mai, er hat geblüht
Auch mir in Freud' und Leid,
Mein Herz hat jugendlich geblüht
Für manche holde Maid.

Fand ich ein Schätzchen nagelneu,
Zum Meer die Versfluth schwoll!
Und ward ein Mägdlein ungetreu,
Reimt' ich noch mehr in Moll.

So hab' gesungen ohne Zahl
Ich Lieder trüb' und froh,
Von Herz und Schmerz, von Lust und Qual,
Das rasselte nur so!

Ich spart' nicht Sonn' nicht Sternenschein,
Und nun der Mond erst gar,
Der schien so rührend, daß es rein
Zum Steinerweiden war!

Und doch, — es muß verdriesen mich —
Trotz all' der Lieder warm —
Den Damen lag zu Füßen ich
Viel häuf'ger als im Arm!

Sellkar Berg.



Eine Vorlesung.

Von Th. de Banville.

I.

Das Fenster des Boudoirs stand weit offen und von den benachbarten Gärten stiegen milde Frühlingsdüfte auf. Eine einzige Lampe beleuchtete nur schwach das kleine Gemach. Die Chaise longue und die auf den Boden hingeworfenen Kissen kennzeichneten den Ort als einen stillen Winkel, der selbstsüchtigen und persönlichen Träumerei gewidmet. Es war denn auch eine sehr hoch anzuschlagende Gunst, welche Frau Fajou Herrn Philipp Méric gewährte, indem sie ihn in diesem, augenscheinlich für ihren ausschließlichen Gebrauch vorbehaltenen Raume empfing.

— Mein Freund, begann sie, — Sie trinken eine Tasse Thee und rauchen eine Cigarrette und betrachten dabei eine Frau, die Ihnen augenscheinlich gefällt. Ich wähle daher diesen angenehmen Augenblick, da wir durch nichts gestört oder belästigt werden, um Ihnen eine Liebeserklärung zu machen.

Philipp Méric ergriff die feine und elegante Hand der Frau Luce Fajou und küßte sie lang und zärtlich.

— Ja, fuhr die schöne Frau fort, ich finde Sie ganz nach meinem Geschmack: anmuthig und kräftig, geschmeidig und flink. Vom ersten Tage an, da ich Sie kennen lernte, fand ich Sie geistreich, ja sogar klug, was bei einem Manne selten vorkommt. Um Alles in einem Worte zu sagen: Ich liebe Sie!

Statt aller Antwort küßte Philipp Méric beide Hände der schönen Frau und wollte damit nicht mehr aufhören, wie um anzudeuten, daß er seinerseits den Gegenstand für erschöpft halte. Die schöne Frau aber fuhr fort:

— Unter so bewandten Umständen ist es meine unabweisliche Pflicht, mich Ihnen zu geben. Sie können ruhig sein: ich gehöre Ihnen; es ist, als ob es der Notar unterschrieben

und gesiegelt hätte. Ich weiß vollkommen, was ich zu thun habe, aber mich quälen tausend Bedenken. Wir sind Beide reich und frei; Sie sind Junggeselle, ich bin Wittve, es fehlt uns Beiden nicht an gesunder Vernunft; wir wissen, daß gegen Liebe Niemand geseit ist und daß man nicht sagen soll: für immer und ewig. Aber ich möchte immerhin, daß es Ihnen möglich sei, mir treu zu sein, ganz mir anzugehören, ohne Rückhalt und ohne Reue, wenn nicht für die Ewigkeit, so doch auf fünf Minuten. Zu diesem Behufe ist es unerlässlich, daß Sie über die Qualität der Ihnen freudig gelieferten Waare nicht im Irrthum seien. Nun denn: da liegen eben meine Bedenken.

II.

Bei den letzten Worten hatte die schöne Luce sich erhoben, wie von innerer Unruhe getrieben. Philipp Méric hatte ebenfalls seinen Sitz verlassen. Er legte seinen starken Arm um den Leib der schönen Frau, führte sie zu dem offenen Fenster und rief:

— Ach, Madame! wozu diese Skrupel? Sie sind die schönste, vollkommenste und modernste Frau, die man sich denken kann!

Und indem er, auf den Balkon gelehnt, von den Sternen allein gesehen, also sprach, küßte Méric entzückt, tausend und tausendmal den Mund, die Wangen, den Nacken, die Haare der jungen Frau und diese gab ihm seine Küsse mit der größten Gewissenhaftigkeit wieder und geizte dabei nicht, gab eher mehr denn weniger. Durch die halboffene Thür sah Philipp Méric das jetzt erhellte Schlafzimmer. Es hing nur von ihm selbst ab, Luce in seine Arme zu nehmen, wie ein schlafendes Kind, und sie nach diesem Paradiese zu tragen. Aber er war klug und vorsichtig und beging nicht diesen Fehler. Frau Fajou entzog sich ihm nicht und hätte sie es versucht, so hätte er es wohl zu verhindern gewußt. Aber er hatte bemerkt, daß sie entschlossen war, wie es in den modernen Komödien üblich geworden ist, eine — vielleicht ganz überflüssige — Lehre zu verfechten, und er ließ sie gewähren. Denn er wußte, daß eine Frau am Neben verhindern, wenn sie zu reden Lust hat, das Einzige ist, was sie nie verzeihen kann. Er geleitete denn Frau Fajou in das Boudoir zurück und um einen passenden Uebergang zu schaffen, fuhr er fort, sie mit Küssen zu bedecken, die sie mit unerschütterlicher Genauigkeit erwiderte. Sie wollte geküßt sein bis zur Unschicklichkeit, aber sie wollte auch sagen, was sie zu sagen hatte und wollte ihre Skrupel klar machen.

— Mein Freund, ich bedauere Balzac! begann sie.

— Wie? was? fragte Philipp Méric, ein wenig erstaunt über dieses Glaubens-Bekentniß.

— Sie können sich wohl denken, fuhr Frau Fajou fort, daß ich seine Bücher lese und mich mit seinem Geiste gesättigt habe; ja was mehr, dank meinem Großvater, der ein Künstler von Bedeutung war und in vertrauter Freundschaft mit ihm lebte, habe ich Balzac selbst sehr gut gekannt. Wie Sie wissen, war dieser geistvolle Schriftsteller der Apostel des Willens. Wie der Convent den Sieg dekretirt hat, so dekretirte Balzac das Genie. Seinem Beispiele folgend hatten alle seine Freunde und Genossen, alle Männer vom Jahre 1830 Genie, weil sie Genie haben wollten.

— Entfernen wir uns nicht von unserer Sache? fragte Méric nicht ohne Unruhe.

— Nein, erwiderte Frau Fajou, wir gehen langsam aber sicher auf sie los. Als Balzac seine wunderbare Entdeckung formuliert hatte, beeilten sich natürlich die Frauen, sich derselben zu bemächtigen und da der Willen genügte, um alle Wunder zu bewirken, so machten sie auch Gebrauch davon. Da man, um schön zu sein, es nur zu wollen brauchte, waren alle Frauen nicht bloß schön, sondern himmlisch, göttlich. — Verlieren Sie nicht die Geduld, mein Freund, wir kommen bald an.

Philipp Méric neigte resignirt das Haupt.

III.

Frau Luce Fajou aber fuhr fort:

— Alle Welt lebte in einer sentimentalischen Täuschung. Der große Maler Flabey schuf in seinen genialen Miniatur-Portraits sogenannte Frauen, bestehend aus einer durchsichtigen blauen Schärpe und in Papilloten gedrehten Locken. Das Kleid war eine Nebelwolke, hinter der sich der Liebhaber denken konnte, was er wollte. Sieht man diese typischen Miniatur-Portraits, so muß man glauben, daß Balzac's Heldinen aus purem Gefühl, aus purer Wollengaze, aus puren himmelblauen Schärpen bestanden.

— Aber es kommen doch Augenblicke, in welchen man sich — „erklärt“! warf Philipp Méric ein.

— Ach, diese Augenblicke halfen nichts, denn die Liebhaber jener Zeit sahen mit den Augen des Willens und des Glaubens jene nebelhaften Gestalten, die sie für Frauen hielten. Oh, das war eine herrliche Zeit für die Frauen!

— Aber, gnädige Frau, Sie sehnen sich doch nicht nach der Herrschaft der Schärpen und Miniaturen? bemerkte Méric.

— Das werden wir sogleich sehen. Wir leben heute in einer scharfsinnig prüfenden Zeit, in der ein Paar Engelsflügel nicht mehr genügen, um sich mit den Regeln des Schönen in Einklang zu befinden. Die Künstler, denen alle Thüren offen stehen, verbreiten in der guten Gesellschaft jene richtigen, aber gefährlichen Ideen über den Bau des Weibes, die sie sich aus der Gesellschaft ihrer Modelle geholt haben. Wenn Das so fortgeht, wird es nichts nützen, daß wir unseren Verehrern Berge von Gaze und Mouffeline zeigen; sie sind im Stande, sich damit nicht zu begnügen und ernstliche „Beweisstücke“ zu fordern.

Und meine Besorgniß betrifft eben die Frage, ob ich für Sie auch genügend mit Beweisstücken ausgerüstet bin.

Als Philipp Méric solchermaßen in die Lage versetzt war, sich eine Meinung zu bilden, sagte er nicht A und nicht B, sondern behandelte sein liebes, theures Opfer ganz nach der Art, wie in der Fabel der Wolf das Lämmchen behandelt. Das war nur gerecht und Frau Fajou hatte diese etwas briscke Behandlung ehrlich verdient. Hatte Philipp Méric eine etwas längliche Vorlesung anhören müssen, so tröstete er sich jetzt ausgiebig dafür.

— Nun, mein Freund, finden Sie mich genügend realistisch? fragte die Schöne, jetzt weit weniger ängstlich.

— Oh, realistisch und naturalistisch, Alles was man wünschen kann, rief Philipp in ehrlicher Ueberzeugung.



Journal fixe.

Dame (zu einem nicht gern gesehenen Gaste):

„Mein Herr, wollen Sie sich bitte nicht setzen?“

W. Sch.

*

Schöne Aussichten.

Dame (beim Barbier): „Sie ziehen ja auch Zähne aus, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Auch schmerzlos?“

„Oh, gewöhnlich, das heißt, letztmal hab' ich mir doch beinahe 's Handgelenk ausgerenkt.“

W. Sch.

*

Kindermund.

Lehrer (zu einem kleinen Mädchen): „Du hast ja entsetzlich schlecht geschrieben! Hast Du denn keine Schwester, die es Dir zeigen kann?“

„Nein, ich kriege erst eine!“

W. Sch.

*

Mißverständnis.

Arzt: „Ich habe jetzt keine Zeit, Sie genauer zu untersuchen, nehmen Sie einstweilen diese Tropfen.“

Patient: „Wie viel?“

Arzt: „Drei Mark.“

W. Sch.

*

Unsere Dienstmädchen.

Hausfrau: „Aus diesem Briefe, den ich in Marie's Zimmer gefunden, wird mir's endlich klar, wo der Rest des Kalbsbratens geblieben ist. Denke Dir nur: den Braten hat sie einem Infanteristen ins Manöver mitgegeben!“

Hausherr (zum Dienstmädchen): „Wenn das wieder vorkommt, sind Sie entlassen. Das Uebrige mögen Sie mit Ihrem Gewissen abmachen.“

Marie: „Zawoll, Herr, hett sich wat astomaken. Enen Gewissen heff ich all siet Pingsten nich mehr!“

W. Sch.

Die schöne Luciole. (29)

Roman von Charles Aubert.

Chambardas und Frigoulet hatten an demselben Tage das Erdgeschoß eines kleinen Hauses gemiethet, das am Eingang der Rue Debain lag, unfern von dem Kirchhofe.

Die Männer fanden die Thür offen; Frigoulet erwartete sie mit einem brennenden Wachstoch.

Die Stube, die sie betraten, enthielt nichts, als eine Matratze, die Rodion sich zu verschaffen gewußt hatte. Auf diese Matratze legten sie den Leichnam.

René und Chambardas entledigten sich der Leitern und Frigoulet schloß die Thüre.

Im Kamin loderte ein starkes Feuer.

— Vorwärts! das Schwierigste ist gethan! sagte René.

— Das ist keineswegs sicher, entgegnete Frigoulet, einen ängstlichen Blick auf den unbeweglichen Körper werfend. Ich habe den armen Alten sterben gesehen und glaube nicht an sein Wiedererwachen.

— Muth, Muth, meine Freunde! rief René. Macht es mir nach.

Er ergriff einen Arm des in Todtenstarre da liegenden Körpers und begann ihn sanft zu reiben.

Die Anderen bemächtigten sich der andern Hand und der Beine und folgten dem Beispiele René's.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war keinerlei Veränderung an dem Zustande des Kadavers wahrzunehmen.

Frigoulet hielt inne.

— Er ist ebenso kalt wie er war, sprach er traurig.

— Sehen Sie nicht, daß die Glieder etwas geschmeidiger sind? entgegnete René.

— Hm, ich bemerke nichts dergleichen.

— Vorwärts, nur den Muth nicht verloren!

Es verfloß eine halbe Stunde, dann drei Viertelstunden, dann eine Stunde.

Erschöpft und entmuthigt erhoben sich die Mageren.

— Da ist nichts zu machen, sagten sie.

— Aber meine Freunde, seht Ihr denn nicht, daß der Körper etwas wärmer geworden? rief René.

— Das war unsere eigene Wärme, bemerkte Frigoulet.

— Was fangen wir nun mit der Leiche an? fragte Chambardas. Es wäre gar nicht spaßig, sie dorthin zurücktragen zu müssen, woher wir sie geholt haben.

— Das Einfachste wäre, die Sache der Polizei anzuzeigen, meinte Rodion.

René schwieg. Sein Glaube war so fest, daß weder Müdigkeit, noch Entmuthigung an ihn heran konnte. Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

— Wo hatte ich nur den Kopf? rief er. Der kleine Bucklige hat ja von Einhauchungen gesprochen!

Ohne Zögern warf er sich auf den Körper, öffnete mit beiden Händen den Mund des Alten, sog die Lungen voll und preßte dann seine Lippen auf jene des Greises.

Diesen Versuch wiederholte er noch dreimal

— Plötzlich richtete er sich freudestrahlend, wie über sein eigenes Werk erschreckt, auf.

— Er lebt! er lebt! jubelte er.

— Wie? was? wär's möglich?

Reuchend vor Erregung hatten die Mageren sich genähert und beobachteten in höchster Spannung das Antlitz des Kadavers.

René hatte die Wahrheit gesprochen. In den eisigstarrten Körper war das Leben wiedergekehrt. In ungleichen Intervallen trat jetzt ein leichtes Athmen ein, und fast unmerklich, gleich den Bewegungen einer stillgestandenen Uhr, die wieder zu gehen beginnt, begann das Herz in der Brust zu schlagen. Eine Art von Zittern schüttelte von Zeit zu Zeit die Glieder des Körpers; die Züge des Gesichtes verloren an Spannung und zeigten eine schwache Belebung. Plötzlich stieß der Alte einen tiefen Seufzer aus; die Lippen bewegten sich leise und flüsternten einen Namen:

— Friedrich! . . .

XIV.

Ein reizender Gefangener.

Friedrich hatte, nachdem er den Speicher der mit ihrem Schatz fliehenden Mageren verlassen und den alten Jacques daselbst in ohnmächtigem Zustande zurückgelassen, seine Schritte nach dem Boulevard Hausmann gelenkt. Einige Minuten später läutete er an Lucioles Thüre.

Sie war noch nicht zu Bett gegangen.

— Du bist's? rief sie in freudiger Ueberraschung.

— Bist Du allein? fragte Friedrich.

— Welche Frage! Sagte ich Dir nicht, daß ich Dich allein liebe und Dir allein angehören will?

— Ist's wirklich wahr?

Luciole legte ihm ihre schönen, weißen Arme um den Nacken und fragte:

— Schau mir recht in die Augen und sage mir, ob ich lüge.

Und in der That: in diesem Augenblicke war sie aufrichtig. In naivem Entzücken rief Friedrich aus:

— Ja, ja, ich glaube Dir und liebe Dich!

Dann setzte er sich neben sie und fuhr fort:

— Höre mich an, Luciole! Es ist nöthig, daß ich einige Tage nicht in meine Wohnung zurückkehre. Ich will den Fragen eines Greises aus dem Wege gehen, der mich sicherlich verfolgen wird. Dieser Greis scheint meine Familie zu kennen und ich mag ihn nicht wiedersehen.

— Wohl denn: bleib hier, ich will Dich gut verborgen halten.

— Nein, Das kann ich nicht annehmen. Aber warum willst Du mir nicht folgen? Wir wollen irgendwo, in einem Winkel von Paris eine kleine Wohnung mietzen, in der wir allein und zufrieden leben werden.

— Ich bin bereit, Dir überallhin zu folgen, sprach Luciole, wenngleich sie in ihrem Innern einige Vorbehalte machte.

— Oh, Du bist ein Engel! rief der junge Maler, indem er vor seiner Geliebten niederkniete. Wir wollen die Vergangenheit vergessen, Luciole, und ein neues Leben beginnen. Wir werden anfänglich sehr arm sein, denn Du mußt Alles hier zurücklassen, was Du nicht von mir erhalten hast; aber wir wollen arbeiten und werden glücklich sein.

Obgleich sie nicht aufhörte zu lächeln, fand Luciole doch wenig Geschmack an diesen Entwürfen.

— Die Dummheiten gehen wieder an! sagte sie sich im Stillen.

Und sie dachte mit Schrecken an das Glend, welches sie für den Luxus, der sie jetzt umgab, eintauschen sollte.

— Wann gehen wir? fragte sie.

— Morgen.

— Morgen schon? rief Luciole nicht ohne Schrecken. Warte noch einige Tage; wir werden uns dann unter günstigeren Umständen einrichten können.

— Ich begreife, sagte Friedrich, aber ich mag nicht.

— Du begreifst nichts, rief Luciole. Ich habe Geld, die Erbschaft einer Tante, aber es dauert einige Tage, bis es kommt.

— Aber! . . .

Luciole war froh, diese schöne Lüge gefunden zu haben, legte dem jungen Manne die Hand auf den Mund und flüsterte:

— Das wird meine Mitgift sein.

— Aber bis dahin?

— Bis dahin werde ich Dich hier verbergen, Du wirst mein schöner Gefangener sein. Es ist ein großes Hofzimmer da, wo Du allein sein wirst.

— Wie? hier soll ich leben?

— Laß mich sprechen, rief Luciole, indem sie dem jungen Mann einen kleinen Klaps auf die Wange versetzte. Dann fuhr sie fort: Du wirst dort allein sein und wirst arbeiten können. Uebrigens wirst Du bezahlen, wie im Gasthof.

Am folgenden Tage war Friedrich in dem Zimmer untergebracht, von welchem Luciole gesprochen. Sein Malzeug wurde herbeigeschafft und er begann gleich am Morgen eine Skizze.

Luciole verhehlte sich nicht, daß sie ein gefährliches Spiel treibe, daß der Baron Firminy sich mit Recht erzürnen könnte und daß es ihr nicht lange möglich sein würde, Friedrich zu täuschen. Allein, der Baron war um diese Zeit durch die Heirat seines Bruders sehr in Anspruch genommen. Friedrich war verliebt genug, um nichts von diesen Ränken zu sehen und im Uebrigen rechnete sie auf ihre Geschicklichkeit, um alle unangenehmen Begegnungen hintanzuhalten und um andererseits das unordentliche Leben fortzusetzen, welches sie seit einigen Monaten führte.

Einige Tage ging Alles gut. Allein, ein unvorhergesehener Umstand warf ihr ganzes Gebäude von Falschheiten und Veräthereien über den Haufen.

Man erinnert sich, daß Luciole während ihres Aufenthaltes auf Schloß Arpajon eine Kammerfrau hatte. Diese war ein Landmädchen Namens Victorine. Nach Paris zurückgekehrt hatte Luciole diese Kammerzofe behalten wollen und bald hatte sie aus ihr eine Vertraute all' ihrer Ränke gemacht. Sie belustigte sich oft über die Einfalt dieses jungen Mädchens und machte sich den Spaß, ihr in jeder Weise die Augen zu öffnen, indem sie sie oft zu ihren Ausschweifungen mitnahm, zu welchem Zwecke sie ihre abgelegten Toiletten dem Mädchen überließ.

Unter dieser geschickten Anleitung war das arme Landmädchen bald verdorben worden. Es war ein großes, braunes Mädchen mit kühnen Formen; mit der Frische der Jugend verband sie eine Fülle des Busens und der Hüften, die auf eine sinnliche Natur schließen ließen.

Friedrich machte Luciole auf die Regelmäßigkeit der Züge und das Ebenmaß der Formen des Mädchens aufmerksam und Luciole fand nichts dagegen einzuwenden, daß Victorine dem jungen Maler als Modell diene. Die junge Magd hatte denn alle Tage Gelegenheit, mehrere Stunden bei dem Maler zu verbringen, der von der Schönheit und Gelehrigkeit seines Modells angeeifert, mit großem Eifer arbeitete. Aus diesem fortwährenden Beisammensein entstand eine ganz natürliche Sache. Von der Bewunderung des Malers geschmeichelt, von seiner Sanftmuth, seinen Manieren und seiner aristokratischen Schönheit bezaubert faßte Victorine eine tiefe Neigung für ihn. Friedrich hatte keine Ahnung von dieser Wandlung der Dinge. Victorines Leidenschaft machte sehr rasche Fortschritte. Sie war verzweifelt, als sie sah, wie die Liebe des Malers zu Luciole ihn hinderte, alle die Anstrengungen zu bemerken, welche sie machte, um ihm zu gefallen. Sie litt besonders bei dem Gedanken, wie sehr Luciole der Liebe dieser ehrlichen, geraden Seele unwürdig sei und sie fragte sich, ob es nicht ihre Pflicht sei, Friedrich über die schmählische Rolle aufzuklären, die er, ohne es zu wissen, in diesem Hause spielte.

XV.

Was das Modell erzählt.

Eines Nachmittags saß Victorine dem jungen Maler wieder Modell und Friedrich arbeitete fleißig, als plötzlich draußen geläutet ward.

Victorine ging hinaus, um die Thür zu öffnen und sah sich einer betagten, ganz schwarz gekleideten Dame gegenüber.

— Wohnt Madame . . . Luciole hier? fragte sie zögernd.

— Ja, Madame, aber meine Herrin ist ausgegangen.

Die Besucherin schwieg eine Weile, dann fuhr sie mit sichtlicher Anstrengung fort:

— Sagen Sie mir, meine Liebe, hat Ihre Gebieterin einen Geliebten?

— Gewiß! erwiderte Victorine, die bei dieser, ihr überaus naiv scheinenden Frage ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

— Ich rede nicht von Demjenigen, der Fräulein Luciole unterhält, fuhr die alte Dame fort, — sondern von einem Andern, von einem jungen Manne . . .

— Ja, Madame, Herr Hugo von Beaumes.

— Nein, der junge Mann, von dem ich spreche, heißt Friedrich.

— Herr Friedrich! rief Victorine betroffen.

— Ja; kennen Sie ihn?

— Ich kenne ihn sehr gut.

— Sehen Sie ihn manchmal?

— Alle Tage. Sie sind wohl seine Mutter?

— Ja, ich bin seine Mutter! Ach, ich bitte Sie, geben Sie mir seine Adresse.

— Seine Adresse? Rue des Dames . . .

— Nein, nein! Seit neun Tagen ist er dort nicht erschienen. Ich bin in tödtlicher Angst. Ich beschwöre Sie bei Ihrer Mutter: sagen Sie mir, wo er ist, wo er derzeit weilt? Victorine senkte den Kopf und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Saschmann Budapest, (Karlsch-Bazar).